

Dorothea Morgenroth

WO DEIN
BLICK
mich findet

Roman

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Gerth Medien in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Str. 41 · 71088 Holzgerlingen
gerth.de

1. Auflage 2026
Bestell-Nr. 821174
ISBN 978-3-98695-174-0

Umschlaggestaltung: Hanni Plato
Umschlagfoto: unter Verwendung von Unplash, Valentin Salmon
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

PROLOG

Tormore Castle, Februar 1926

Mächtige weiße Wolken umlagerten die Gipfel der Highlands, wälzten sich die felsigen Hänge hinab bis ins tiefste, schmalste Glen und legten sich als undurchdringlicher Nebel über die Wogen des Meeresarms.

In der auflaufenden Flut vereinte sich die Feuchtigkeit in den Wolken mit derjenigen des Salzwassers, wurde sicht- und spürbar in einer alles durchdringenden, feinen Gischt. Angesichts des fehlenden Windes plätscherten die Wellen nur träge gegen den Strand, statt wie meist den schmalen Kiesstreifen und den anschließenden steilen Felshang mit einer lautstarken Demonstration ihrer Kraft zu erobern.

Dennoch hallte ihr gleichmäßiges Rauschen die mit spärlichen Büschen bewachsene Klippe empor bis zu den Mauern der alten Burg, deren westliche Außenmauer hier als eine von Menschenhand erbaute Erhöhung der Felsen aufragte. Gemeinsam mit dem Geräusch erschlich sich der feuchte Nebel über Mauerfugen und Fensterlaibungen seinen Weg ins Innere des Gebäudes, bis hinein in ein großes, nur spärlich beleuchtetes Schlafzimmer.

Der schwere Vorhang eines Himmelbettes, zur Fensterseite hin fest verschlossen, war eher ein gut gemeinter Versuch, die feuchte Kälte abzuhalten, als ein tatsächlich wirksamer Schutz davor. Die Gestalt unter den Decken des Bettes erschauerte. Dabei streifte der dunkle Brokat des Vorhangs ihre Wange und

sie wandte sich zur anderen Seite. Ihre Bewegung war unsicher, trunken vom Schlaf.

In unbestimmter Ferne vernahm sie das Rauschen des Verkehrs in Edinburghs Straßen. Seit sich immer mehr Automobile unter die allgegenwärtigen Kutschen mischten, erinnerte dieses Geräusch die junge Frau oft genug an das Brausen der Brandung an der Küste. Oder war das, was sie hörte, tatsächlich die Brandung selbst? Einige Augenblicke lang mühte sie sich, das Geräusch zu identifizieren, konnte aber keinen klaren Gedanken fassen. Sie war noch derart benommen vom Schlaf, dass sie es nicht einmal fertigbrachte, die Augen aufzuschlagen. Schließlich versuchte sie die Hände auf die Ohren zu legen, um das Getöse nicht mehr zu hören. Um die rätselhafte Besorgnis, die es in ihr erweckte, zum Schweigen zu bringen. Sie wünschte zu schlafen, einfach nur zu schlafen.

Doch seltsamerweise wollten ihre Hände ihr nicht gehorchen. Nur äußerst mühsam ließ sich ihre rechte Hand unter der Decke hervorziehen. Es fühlte sich an, als müsste die Hand gegen einen starken Widerstand ankämpfen. Sie befand sich doch nur im Bett und nicht unter Wasser, das jede rasche Bewegung derart zu hemmen vermochte, überlegte die junge Frau schwerfällig. Denn in der Tat wollten ihre Gedanken ihr nicht viel besser gehorchen als ihre rechte Hand.

Als es ihr endlich gelungen war, ihre Hand von der Decke zu befreien, schreckte sie zurück. Kalt und unangenehm klamm legte sich etwas über ihre freie Hand und drückte sie schwach.

»Bist du das, Mutter?«, murmelte sie benommen. Gleichzeitig kämpfte sie darum, ihre Augen weit genug zu öffnen, um zumindest irgendetwas in ihrer Umgebung zu erkennen.

»Selbstverständlich bin ich es, Kind!«, ertönte schwach eine Antwort, und endlich gelang es ihr, die Konturen einer schwarz gekleideten Gestalt neben ihrem Bett auszumachen. Sehr gerade und aufrecht saß eine schlanke dunkelhaarige Frau auf einem hochlehnigen Stuhl. Allmählich nahm auch ihr Gesicht eine Form an.

Schmal und blass war es, nur die Augen ausnehmend groß und dunkel. Als ein plötzlicher Windstoß am Fenster rüttelte und die Vorhänge bauschte, war es, als lege sich auch über das ausgezehrte Gesicht ein dunkler Vorhang.

Doch die Gestalt schüttelte sich, beugte sich über ihre Hand, drückte einen kalten federleichten Kuss darauf und bemerkte: »Du bist erwacht!«, ehe sie hastig nach dem Glockenzug neben dem Kopfteil des Bettes griff.

Kurz darauf, noch während die junge Frau im Bett damit beschäftigt war, die Gesichtszüge der Mutter zu studieren, trat ein junges Mädchen ins Zimmer.

»Schicken Sie nach Doktor Graham!«, ordnete die ältere Frau mit schwacher Stimme an. »Miss Lucinda ist endlich erwacht, er soll so rasch als möglich zu uns kommen! Und dann informieren Sie meinen Gatten darüber. Sir Mortimer wollte über jede Änderung des Zustands seiner Tochter Bescheid wissen!«

»Natürlich, Mylady!«, gab das Mädchen eilig zurück. Sie hatte den Raum schon wieder verlassen, ehe die mit »Lucinda« Angesprochene sich darüber klar geworden war, ob die Falten um Augen und Mundwinkel der Mutter schon immer so tief gewesen waren. Ob der Blick ihrer riesigen dunklen Augen schon immer so traurig und leer gewesen war wie in diesem Moment. War ihr in diesen Zügen überhaupt noch irgendetwas vertraut?

»Bin...n ich denn k... krank...?«, durchbrach sie schließlich das Schweigen, das sich im Raum ausgebreitet hatte, sobald sich die Tür hinter der Bediensteten geschlossen hatte. Selbst diese wenigen Worte kosteten sie ungeheure Anstrengung und klangen sogar in ihren eigenen Ohren entsetzlich undeutlich.

»Sagtest du krank?« Die Stirn ihrer Mutter runzelte sich angestrengt. »Nun, natürlich bist du krank! Verletzt, um es genauer auszudrücken.«

Erneut drückte die Hand der Mutter ihre eigene, und diesmal identifizierte die junge Frau das klamme, kalte Gefühl als einen seltsamen Widerwillen gegen diese vertrauliche Berührung. Statt ihr

Zuneigung und Trost zu vermitteln, versetzte sie ihr einen spürbaren Schauer.

Aber noch immer fühlte sie sich viel zu benommen, um ihren Gefühlen näher auf den Grund zu gehen, und echote nur verwirrt: »Verl...etz...? Aber i... ich ...«

In diesem Augenblick öffnete sich die Zimmertür erneut, und der Vater trat ein. Wie fremd ihr seine hochgewachsene Gestalt, sein rotes Haar mit den grauen Strähnen und der entschlossene Zug um seinen Mund doch waren. Und gleichzeitig erschien er ihr seltsam vertraut, aber entfernt wie eine längst vergessene Kindheitserinnerung.

»Lucinda!« Lord Mortimer O'Malley eilte an ihre Seite und begrüßte sie mit den gleichen Worten wie zuvor die Mutter: »Du bist erwacht! Wie fühlst du dich, mein Kind? Schmerzt dein Kopf noch sehr?«

»Mein ... K... Kopf?«, wiederholte die junge Frau verwirrt und tastete forschend nach Stirn und Schläfen. Ein dicker Verband wand sich um ihren Kopf, und selbst durch diesen hindurch spürte sie ihre unsicher tastenden Finger äußerst schmerzhaft. Sie stöhnte, und sanft legte der Vater ihre Hand wieder zurück auf die Bettdecke.

»Das solltest du besser nicht tun! Doktor Graham sagt, jeder Druck auf deinen Kopf und jegliche weitere Erschütterung sollten unbedingt vermieden werden!«, erklärte er entschieden.

»Ich ... weiß nich... wer is... Dok...tor Gr... Graham?«, brachte sie mühsam hervor. Noch immer hatte sie das Gefühl, als stieße ihre Zunge bei jedem Wort gegen ihre Zähne oder klebte am Gaumen fest, sodass die Silben nur verwaschen und unvollständig von ihren Lippen kamen.

»Er ist doch unser Hausarzt, Kind, gewiss Erinnerst du dich an ihn! Er war es auch, der dich von der Klinik in Edinburgh zurück nach Hause gebracht hat!«

Die Eltern tauschten einen besorgten Blick, und Sir Mortimer fuhr mit leiser Stimme fort: »Mir scheint, Graham hat vollkommen

recht mit seiner Vermutung, dass sie beim Aufwachen noch immer nicht recht sie selbst sein wird. Sie kann sich ja noch nicht einmal ordentlich artikulieren! Es wird das Beste sein, wir erklären ihr vorerst einmal gar nichts. Das soll der Arzt lieber selbst tun, wenn er hier ist. Er weiß sicherlich besser, wie viel ihr in diesem Zustand bereits zuzumuten ist.«

Stumm nickte seine Frau ihre Zustimmung zu dieser Bemerkung, die eher wie eine Anweisung als eine Feststellung klang, und Lucinda gab ihrer Benommenheit endgültig nach.

Sie drehte sich wieder auf die andere Seite, schloss die Augen und glitt zurück in einen wohltuenden Dämmer Schlaf. Das Rauschen des Wassers verwandelte sich zurück in Straßenlärm, und die im Luftzug bebenden Vorhänge streichelten ihre Wangen sanfter als die mütterliche Hand. Nicht einmal, als ihre Schlafzimmertür geöffnet wurde und die murmelnden Stimmen erneut erklangen, öffnete die junge Frau ihre Augen, und die schmerzstillende Injektion, die der Arzt ihr verabreichte, löste lediglich ein kurzes Zucken ihrer Lider aus.

Sir Mortimer verließ mit dem Arzt den Raum. Seine Frau blieb schweigend am Bett der ruhenden Tochter zurück.

1. KAPITEL

Edinburgh, April 1925

Einen Augenblick lang starrte Lucy in stummer Selbstbetrachtung in den halb blinden Spiegel über dem Waschbecken.

Ihre Familie, die neben ihren Eltern und fünf Brüdern aus zahlreichen Onkeln, Tanten und Cousins beziehungsweise Cousinen bestand, hatte sie mit ihren großen braunen Augen mit goldenem Schimmer und dem glänzenden haselnussbraunen Haar stets als »recht ansehnlich« bezeichnet. Mächtig stolz war sie darauf gewesen, denn ihre Familie war alles andere als freigiebig mit Komplimenten. Sie hatte sich so stilvoll gekleidet, wie die begrenzten finanziellen Mittel ihrer Eltern es eben zuließen, hatte ihr Haar schier endlos gebürstet, um ihm zusätzlichen Glanz zu verleihen, hatte zuerst die halbwüchsigen Jungen in der Schule und danach die jungen Männer des Arbeiterviertels, in dem sie alle lebten, hochnäsiger übersehen.

Und nun sieh, wohin sie das gebracht hatte: Mit gerade einmal siebzehn Jahren war sie auf den ersten richtig gut aussehenden und vermögenden jungen Mann in ihrem Leben hereingefallen, hatte seine Schmeicheleien und großartigen Versprechungen bezüglich der Zukunft für bare Münze genommen und sich ihm vertrauensvoll und naiv hingegeben. Mit dem Resultat, dass sie nun in einem Heim für ledige junge Mütter lebte, tagtäglich in der zugehörigen Wäscherei schuftete, bis sie sich abends kaum mehr rühren und dennoch vor lauter Zukunftssorgen kaum schlafen konnte.

Ihr einst hell lodender Stolz auf ihr attraktives Äußeres war zu einem erbärmlichen Häufchen Asche geschmolzen. Statt des goldenen Schimmers kennzeichneten mittlerweile dunkle Ringe darunter ihre Augen in einem von der Hitze im Mangelraum hochroten Gesicht. Ihr Haar, das an mehreren Stellen unter dem obligatorischen Kopftuch hervorlugte, glich schmutzigem Stroh, ihre vollen Lippen waren spröde und zerbissen vor Anstrengung.

Das einzig Gute in ihrem jetzigen Leben war Penny. Das Einzige, was sie tagtäglich dazu brachte, morgens aufzustehen und in die Wäscherei zu gehen, wo sie unter den wachsamen Augen der Aufseherinnen zehn Stunden lang schwere feuchte Bettlaken durch die Heißmangel schob, bis sie das Gefühl hatte, die Schmerzen in Rücken und Armen würden sie in zwei Teile zerreißen, war der Gedanke an ihre geliebte kleine Tochter.

Denn nach getaner Arbeit würde man sie zu Penny lassen. Eine Stunde täglich wurde es der jungen Mutter großmütig gestattet, ihre Tochter zu sehen, die vor Kurzem ihr erstes Lebensjahr vollendet hatte.

Allein für diese eine Stunde am Tag lebte Lucy. Ihre Tochter im Arm zu halten, bedeutete ihr mehr, als sie sich jemals hatte träumen lassen. Wenn sich Pennys große blaue Babyaugen auf sie richteten oder ihre Tochter ihre erbärmlich dünnen Ärmchen um sie schlang, wurde Lucys Herz so tief und weit wie der Atlantik draußen vor Edinburgh. Sie hatte nicht gewusst, dass man einen anderen Menschen so sehr lieben konnte – mehr als das eigene Leben. Sie hatte nicht erwartet, dass Mutterliebe so aussah! Vor allem nicht zu dem Zeitpunkt, als sie gänzlich ungewollt schwanger geworden war und alles darum gegeben hätte, ihr Leben um etliche Monate zurückzudrehen, um genau dies zu vermeiden.

Und ebenso regelmäßig, wie ihr Herz bei Pennys Anblick weit und weich wurde, durchfuhr Lucy bei dem täglich aufs Neue erzwungenen Abschied ein Schmerz, der bedeutend schärfer war als jeder körperliche. Die Anstrengung an der Wäschemangel war dagegen der reinste Spaziergang, fand Lucy. Jedes einzelne

Mal, wenn sie den Schlafsaal der Babys und Kleinkinder verließ, hatte sie das Gefühl, ihre Tochter im Stich zu lassen, ihr nicht *die* Liebe und Zuwendung zu geben, die sie wirklich brauchte.

Doch so weit wollte sie jetzt nicht vorausdenken. Jetzt, in diesem Augenblick vor dem Spiegel in der Wäschereitoilette, freute sie sich allein auf den Moment des täglichen Wiedersehens. Noch etwa zwei Stunden Arbeit, stellte sie mit einem Blick aus dem Waschraumfenster auf die tief stehende Sonne fest, und sie würde sehen, wie Penny ihr auf wackeligen Beinchen entgegenwankte, sobald sie den Kindertrakt des Heimes betrat; wie ihr mageres Gesichtchen dabei aufleuchtete, als hätte man eine Lampe angeknipst.

Lucy gab sich einen Ruck und verließ eilig die Toilette. Sie hatte schon viel zu viel Zeit dort verbracht und konnte nur hoffen, dass keine der Aufseherinnen es bemerkt hatte. Es war schon vorgekommen, dass man einer ihrer Mitarbeiterinnen mehrere Stunden Extraarbeit aufgebremst hatte, weil diese zu viel Zeit auf der Toilette verbracht hatte.

Doch sie hatte Glück. Als sie in den Mangelraum zurückkehrte, stellte sie fest, dass eine der großen Wäschemangeln ausgefallen und die Aufseherin vom Dienst hektisch damit beschäftigt war, diese wieder zum Laufen zu bringen. Wahrscheinlich war es ein Wäschestück, das nicht sorgfältig und glatt genug eingelegt worden war und nun irgendwo zwischen den schweren Walzen feststeckte, wo es schon bald verbrennen würde. Das war ihr selbst auch schon passiert, und sie hatte ihren Fehler durch den Entzug ihrer nächsten drei Mahlzeiten büßen müssen. In solchen Fällen war Mrs Burness als Herrscherin über den Mangelraum unerbittlich.

Ihre arme Kollegin, die diesmal für den Ausfall verantwortlich war, hatte sich leise schluchzend in eine Ecke des Raumes zurückgezogen. Emmaline arbeitete noch nicht lange im Mangelraum, und wenn Lucy sich nicht sehr täuschte, lag auch ihre Entbindung nicht viel länger als eine Woche zurück. Jedenfalls

suchte sie außergewöhnlich oft die Toilette auf und beugte sich beim Gehen ständig leicht vornüber oder legte die Hand auf ihren noch immer leicht gewölbten Bauch. Nachdem sie all das selbst durchgemacht hatte und nun schon viele Monate lang hier arbeitete, kannte Lucy diese Anzeichen nur zu gut.

Es war die reinste Folter, einer Frau in diesem geschwächten Zustand ausgerechnet die aufgrund der feuchten Laken schwerste körperliche Arbeit an einer Mangel zuzumuten, und das alles im Namen der Kirche – im Namen eines gnädigen Gottes, der den Sünderinnen, wie sie als ledige Mütter es waren, damit Gelegenheit zur Buße gab! Lucy hatte gelernt, nicht nur die Church of Scotland und ihre Geistlichen an sich, sondern auch deren nicht klerikale Mitarbeiter hier im Heim und in der Wäscherei aus tiefstem Herzen zu verabscheuen.

Mit einem unterdrückten Seufzer stellte sie sich wieder an ihre Maschine, hievte das nächste riesige feuchte Leintuch hoch und legte es ein. Wenigstens schützte der heiße Dampf, der dabei aufstieg, sie ein wenig vor möglichen prüfenden Blicken und Kontrollen aus der Entfernung, sodass sie weiterhin ihren Gedanken nachhängen konnte, während ihr Körper mechanisch die richtigen Bewegungen ausführte.

Als ein lautes Summen schließlich das Ende ihrer Arbeitszeit anzeigte, atmete sie erleichtert auf. Im Nu hatte sie Arbeitsschürze und Kopftuch abgestreift und eilte zum Kindertrakt des Heims für ledige Mütter. Um diese abendliche Zeit waren die Kleinen bereits gefüttert und steckten im Nachthemd, etliche von ihnen schliefen sogar schon. In Lucys Augen eine weitere Schikane der Heimleitung, um den Müttern so wenig Zeit wie möglich mit ihren eigenen Kindern zu schenken. Nicht selten hatte sie die gesamte ihr zugebilligte Stunde lang am Bett der friedlich schlummernden Penny gesessen und hatte nichts anderes tun können, als ihr gelegentlich übers Köpfchen zu streichen und dabei zu hoffen, dass sie nicht davon erwachte und dadurch die Kinderschwester verärgerte.

Doch nicht heute. Heute kam Penny ihr wie erhofft entgegengetappt, sobald Lucy von der Tür her ihren Namen rief. Überglücklich stürzte Lucy ihrer Tochter entgegen, ging in die Knie und schloss das Kind fest in ihre Arme. Die tadelnden Blicke der Aufsicht führenden Schwester ignorierte sie dabei tunlichst. Schließlich wusste sie nur zu genau, dass die strengen Kinderschwestern derart überschwängliche Zeichen von Zuneigung in höchstem Maß missbilligten.

»Da bin ich, mein Schatz! Mommy ist da!«, murmelte sie leise in das nach Seife duftende helle Haar ihrer Tochter. Zumindest gewaschen und gepflegt wurden die Kleinen hier, auch wenn sie Lucys Meinung nach viel zu wenig zu essen bekamen.

Penny antwortete mit einem fröhlichen Juchzen, und Lucy fuhr mit gedämpfter Stimme fort: »Wollen wir ein wenig ans Fenster gehen und uns die Lichter ansehen, ja? Soll Mommy dir die schönen Lichter draußen zeigen?«

Penny schüttelte zwar ihr Köpfchen, wies aber gleichzeitig aufgeregt mit einem ihrer niedlichen Fingerchen hinüber zum Fenster. Genau wie Lucy schien sie es zu lieben, wenn in der anbrechenden Dunkelheit draußen die Lichter aufleuchteten.

Das freudig erregte Kind eng an ihren Körper gedrückt, blickte Lucy nach draußen. Von ihrem Standort im dritten Stockwerk aus lagen die Straßen Edinburghs tief unter ihnen.

Eine nach der anderen leuchteten soeben die Straßenlampen auf, während sich auch in den Häusern auf der gegenüberliegenden Seite ihrer eigenen Straße ein Fenster ums andere erhellte. Es waren heruntergekommene Wohnhäuser, manche davon mit einem bescheidenen Laden oder einer kleinen Werkstatt im Erdgeschoss. Das Mutter-Kind-Heim St. Andrew's House befand sich in einer Straße Dalrys nahe am Stadtzentrum, wo viele einfache Eisenbahnarbeiter lebten, und ähnelte damit dem bescheidenen Stadtteil Leith mit seinen großen Schiffbaubetrieben, in dem Lucy aufgewachsen war. Hier wie dort waren die Häuser schäbig und ähnlich eng beieinander gebaut, nur das ständige Kreischen

der Möwen und der allgegenwärtige, alles überlagernde Geruch nach verschmutztem Meerwasser und Seetang fehlten hier. Doch mittlerweile erschien Lucy das Leben in einem dieser Wohnhäuser des Viertels, über die sie einst hochmütig die Nase gerümpft hatte, als durchaus erstrebenswert. Wie so oft, wenn sie hier im Heim am Fenster stand, fragte sie sich, wie es wäre, dort drüben auf der anderen Seite zu leben statt hier.

Wie es wäre, wenn der schöne blonde Anthony mit dem eleganten Anzug, von dem ihre Tochter ihr helles Haar geerbt hatte, während ihre Gesichtszüge einschließlich des herzförmigen Mundes denen ihrer Mutter glichen, sie wie versprochen geheiratet hätte, statt sich aus dem Staub zu machen, sobald er von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte? Wie es wäre, wenn *sie* diese glückliche kleine Familie wären, die sich allabendlich dort drüben in ihrer kleinen Stube um den Esstisch versammelte? Manchmal aßen alle gemeinsam aus einem großen Topf, als hätten sie nicht genug Essgeschirr, schienen sich dabei aber aufs Beste zu unterhalten. Geradezu hungrig nach einer solchen familiären Idylle und Geborgenheit starrte Lucy an vielen Abenden dort hinüber, bis sich die Vorhänge vor den Fenstern schlossen ...

Auch heute wurden viel zu früh Kopf und Arme der Hausfrau sichtbar, die die Vorhänge zuzog, und Lucy wandte fast verlegen den Blick ab. Doch Pennys kleiner warmer Körper in ihren Armen riss sie aus ihrer trüben Stimmung.

»Icht!«, sagte die Kleine jetzt und deutete aufgeregt auf die Scheinwerfer eines Wagens, der gemächlich die Straße entlangfuhr. »Icht!«

»Ja, mein Schatz, ein Licht! Mommy sieht es auch!«, antwortete sie unbedacht laut und biss sich gleich darauf erschrocken auf die Lippen. Laut Anordnung der Heimleitung war es den Müttern verboten, sich ihren Kindern gegenüber als solche zu bezeichnen, wenn Lucy auch nicht recht begriff, weshalb. Weshalb sollte ihre Tochter nicht begreifen, dass *sie* ihre Mommy war und nicht eine der stocksteifen Kinderschwestern, die die

Kleinen den ganzen Tag um sich hatten statt nur einer erbärmlich kurzen Stunde jeden Abend? Aber wohlweislich versuchte sie, sich zumindest offiziell an diese Regel zu halten, um keinen Unmut auf sich zu ziehen, der unvorhersehbare Folgen haben würde. Sie konnte nur hoffen, dass die anwesende Aufsicht im Hintergrund genug damit zu tun hatte, den ganzen Raum voller Mütter und Kinder im Blick zu behalten, und deshalb nichts von ihrem »Ausrutscher« mitbekommen hatte.

Unterdessen plapperte Penny unermüdlich weiter, und obwohl Lucy nicht viel davon verstehen konnte, genoss sie es. Wenn sie sich weiter so entwickelte, wäre ihre Tochter bald eine richtige kleine Plaudertasche. Liebevoll drückte sie das Kind an sich – worauf Penny empört zu zappeln begann. Sie wollte die Lichter draußen sehen, nicht den kratzigen grauen Stoff von Mommys Kleid vor ihren Augen haben.

Viel zu rasch endete die tägliche Besuchszeit, und Lucy löste sich wohl oder übel von ihrer Tochter, die unterdessen träge und schwer vor Müdigkeit in ihren Armen hing. Es zerriss ihr schier das Herz, als sie Penny zwischen all den schäbigen Gitterbetten in das ihr zugewiesene legte und die Kleine traurig wimmerte. Mit gebeugten Schultern verließ Lucy den Kinderbereich, und als sie schließlich selbst in ihr Bett im Schlafsaal der Mütter sank, schwor sie sich zum tausendsten Mal, alles dafür zu tun, dass Penny und sie selbst bald ihre eigene kleine Familie sein würden, in der niemand anders über ihr Verhalten bestimmen und verlangen konnte, dass sie tagsüber voneinander getrennt sein müssten!

Umso größer war ihr Entsetzen, als sie am folgenden Abend voller Vorfreude das Kinderzimmer betrat. Anstelle ihrer Tochter kam ihr die Kinderschwester entgegen und schob Lucy unwirsch zurück in Richtung Tür.

»Die Kleine schläft bereits!«, behauptete sie. Dabei identifizierte Lucy unter all den anderen Stimmen von Müttern und Kindern im Raum eindeutig das Weinen ihrer Tochter.

»Aber ich höre sie doch weinen!«, widersprach sie. »Also lassen Sie mich bitte zu ihr, damit ich sie beruhigen kann!« Sie versuchte, sich an der Schwester vorbeizuschieben, aber diese stieß sie energisch zurück.

»Nichts da!«, beharrte sie mit einem Gesichtsausdruck, der noch härter und unerbittlicher war, als die Schwesternhaube auf ihrem Kopf steif. »Sie werden das Mädchen heute nicht sehen!«

»Aber warum denn nicht?« Verzweifelt starrte Lucy auf die Tür, die die Schwester geschlossen hatte, nachdem sie Lucy endgültig auf den Gang hinausgeschoben hatte. »Ich war heute noch nicht bei ihr – und es ist mein Recht, meine Tochter einmal am Tag zu besuchen!«

»Recht?! Dass ich nicht lache!« Verächtlich ließ die Schwester ihren Blick über Lucy in ihrem grauen Arbeitskleid wandern, das vor ihr vermutlich schon Dutzende andere unglückliche junge Mütter getragen hatten. Auf Lucys ungepflegtem Haar und in ihrem Gesicht, das von der Hitze bei der Arbeit noch hochrot war, blieb ihr Blick haften.

»Komm mir bloß nicht so, Mädchen! Eure vermeintlichen Rechte habt ihr jungen Dinger euch durch euren frevelhaften Lebenswandel längst verwirkt. Es ist reine Großzügigkeit, dass wir euch überhaupt zu euren Kleinen lassen – wobei wir nur hoffen und beten können, dass eure Sünde sie nicht ebenfalls auf Abwege für ihre Zukunft bringt. Doch eine solche Großzügigkeit kann man sich eben auch verwirken!«

»Aber das habe ich doch gar nicht! Weder habe ich bei der Arbeit gebummelt noch den Gottesdienst versäumt oder mich einer anderen Anweisung widersetzt!« In ihrer Verzweiflung überschlug sich Lucys Stimme schier.

»Und genau da täuschen Sie sich, Miss Hunter!« In der ausgesucht höflichen Anrede der Schwester lag so viel Kälte, dass Lucy schauderte. »Oder ...«, ihr Blick wurde lauernd, »möglicherweise lügen Sie mir sogar auch noch frech ins Gesicht! Geben Sie es besser zu: Sie haben der Kleinen beigebracht, Sie Mommy zu nennen!«

»Ich habe ...«, Lucy spürte, wie ihr die Hitze ins ohnehin hochrote Gesicht stieg. Ihr Gegenüber lächelte höhnisch.

»Wusste ich's doch. Weshalb sonst sollte das Kind gestern nach seiner Mommy geheult haben?«

Nach seiner Mommy geheult – Lucy taumelte einen Schritt zurück und wäre möglicherweise zu Boden gesunken, hätte der starke Griff der Kinderschwester sie nicht umgehend wieder aufgerichtet.

»Eben. Und deshalb, Mädchen, weil Sie sich unseren Regeln widersetzen, werden Sie das Kind einige Tage lang nicht sehen! Und nun gehen Sie in die Schreibstube zu Reverend Donaldson, er will mit Ihnen über Ihre Unbeherrschtheit und Disziplinlosigkeit sprechen!«

Wie betäubt wankte Lucy den Gang entlang, während für den einen kurzen Moment, in dem die Schwester die Kinderzimmertür öffnete und wieder schloss, erneut Pennys Weinen an ihr Ohr drang. Ihr ganzer Körper schmerzte vor Sehnsucht nach ihrer Tochter.

Der Reverend erwartete sie bereits. »Setzen Sie sich, mein Kind!«, wies er zur Begrüßung auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. Seine Worte klangen nicht unfreundlich, doch Lucy ließ sich nicht täuschen. Dafür hatte sie bereits zu oft erfahren, dass manche Menschen Wohlwollen oder Gutmütigkeit als Maske benutzten, hinter der sich nichts anderes als Selbstgerechtigkeit und Unbarmherzigkeit versteckten.

Sie grüßte höflich, setzte sich und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

»Ihnen ist bewusst, Miss Hunter«, begann der Reverend, »weshalb ich mit Ihnen sprechen möchte?«

Sie nickte stumm.

»Schön, Miss Hunter. Da Sie sich bis jetzt während Ihres Aufenthaltes bei uns weder irgendeine Respektlosigkeit zuschulden kommen ließen noch Ungehorsam gegen unsere erforderlichen Regeln zeigten, will ich ganz offen mit Ihnen sprechen. Sie haben

einen schweren Fehler begangen, indem Sie sich Ihrem Kind gegenüber als Mutter ...«

»Aber weshalb denn?«, unterbrach Lucy heftig. »Das bin ich doch nun einmal – auch wenn ich meine Tochter in Sünde empfangen habe, wie Sie gleich entgegnet werden, denn glauben Sie mir, diese Sünde bereue ich aus meinem tiefsten Herzen!«

»Das ist schön zu hören, meine liebe Miss – aber rührt Ihre Reue wirklich aus dem Bewusstsein, dass Sie gegen Gott und die Menschen gesündigt haben, oder entspringt sie eher der unangenehmen Lage, in die Sie sich durch Ihre willentliche Unmoral gebracht haben? Und antworten Sie aufrichtig, Miss Hunter, um der Schwere Ihrer Sünden nicht auch noch die einer Lüge gegenüber einem Geistlichen hinzuzufügen!«

»I... ich ...«, stammelte Lucy, biss sich auf die Lippe und verstummte. Was hatte es schon für einen Sinn, sich zu verteidigen? Der Reverend und Heimleiter würde sich in jedem Fall auf die Seite der Kinderschwester schlagen und dieser Glauben schenken.

»Es ist schön, dass Sie lieber schweigen und ehrlich bleiben, Miss. Das zeigt mir, dass Buße und harte Arbeit ihr Werk an Ihnen tun und Ihre Rehabilitation zu einem anständigen Leben fortschreitet. Dennoch muss ich Sie ermahnen: Um Ihres Kindes willen dürfen Sie keine zu innige Bindung zu Ihrer Tochter aufbauen! Sie wissen schließlich nicht, ob – nun, ob Ihre Zukunft außerhalb dieses Heimes Ihnen gestattet, sie auch bei sich zu behalten! Und Sie wollen Ihrem Kind eine mögliche Trennung doch nicht noch schwerer machen, als eine solche Angelegenheit ohnehin schon ist.«

»Aber das werde ich auf keinen Fall zulassen! Unter keinen Umständen werde ich mich von Penny trennen, nichts und niemand kann mich dazu zwingen!« Erregt sprang Lucy auf.

»Nun, nun, ereifern Sie sich nicht derartig!« Auch Reverend Donaldson wurde lauter. »Noch können Sie nicht wissen, ob Sie später eine bezahlte Arbeit finden werden, sodass Sie für Ihr

Kind sorgen können. Mögliche Arbeitgeber pflegen nicht allzu willig zu sein, eine ledige Mutter einzustellen – und dies nicht zuletzt wegen des Schadens, den ihr Ansehen damit nehmen könnte. Und Sie wollen doch künftig als ein produktives, nützliches Mitglied der Gesellschaft leben, nicht wahr?»

»Selbstverständlich! Und zwar gemeinsam mit meiner kleinen Tochter«, beharrte sie.

»Ersteres erachte ich als sehr gut, aber über Zweiteres sollten Sie noch einmal intensiv nachdenken, Miss Hunter. Als Mutter wollen Sie doch das Beste für Ihr Kind – ein Leben in der Geborgenheit einer richtigen Familie und mit einer gesicherten finanziellen Versorgung statt mit der ständigen Ungewissheit, wo die Nahrung für den folgenden Tag herkommen soll. Nur das ist es schließlich auch, was wir uns für Sie und Ihr Kind wünschen, das sollten Sie mittlerweile wissen! Und wenn der Pfad der Buße bis dahin hart und steinig und vielleicht von Verzicht geprägt ist, so können wir Ihnen das leider nicht ersparen.«

Er beugte sich vor, um tröstend seine Hand auf Lucys Schulter zu legen, doch sie entzog sich seiner Berührung. Auf einen solchen Trost konnte sie gut und gerne verzichten! Reverend Donaldson mochte Gottes Vertreter hier auf Erden sein, wie er im Gottesdienst gerne betonte, und die Kinderschwestern und Aufseherinnen in Heim und Wäscherei seine Helferinnen, aber was für ihr Kind das Richtige war, wusste sie als Mutter immer noch selbst am besten.

Nur mühsam hielt sie ihre Tränen zurück, bis er sie endlich entließ, und schluchzte später verzweifelt in ihr dünnes Kopfkissen. Einen einzigen persönlichen Trost fand sie in dem Gedanken, dass sie niemals die Einwilligung in eine mögliche Adoption ihres Kindes unterschrieben hatte, wie es einige andere Mütter im Heim getan hatten. Niemand konnte und durfte ihr Penny auf Dauer gegen ihren Willen wegnehmen!

